

Weihnachtsfeier.

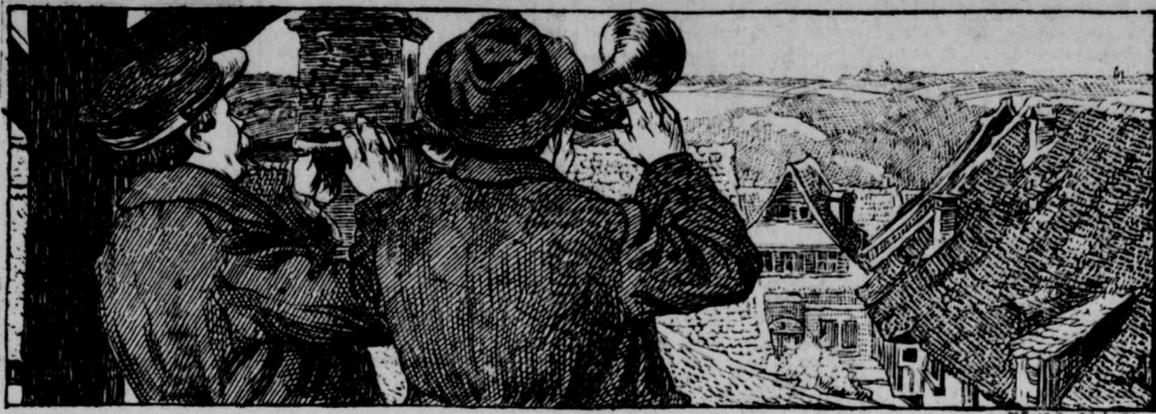
Von Margarethe Stadler.

Der Briefträger steigt mit seinem langsamen, gemächlichen Schritt bis zum vierten Stock empor. An seinen Sohlen haftet der Schnee und läßt unmerkliche Spuren auf dem dicken rothen Läufer zurück, der die Treppenstufen bedeckt. Was thut es, es ist ja Weihnachtsmorgen, wie er draußen vor der Stadt, weiß und glänzend mit Millionen Diamantsternen aus Eis besät, die Felder deckt. Der Briefträger denkt unwillkürlich daran, wie er als kleiner Knabe mit der Mutter, die ebenfalls Votengänge verschah und die Landpost besorgte, manch liebes Mal stundenweit über den Schnee gewandert ist, auch am Christabend, an welchem es besonders viel zu thun gab, und er zur Feier des heiligen Abends mit heller Stimme alle Weihnachtslieder gesungen hatte, die er wußte, sodas es durch den verschneiten Tannenwald schallte und Hasen und Rehe behutsam aus ihrem Versteck herauslängten. Das waren ganz vergnügliche Abende gewesen, wenn es auch ein bißchen kalt war. Aber die Mutter hatte ihm eine warme Kappe gestrickt und dann wärmte auch die Aussicht auf die fröhliche Weihnachtsfeier im Gutschaufe, wo das halbe Dorf zu einer Bescherung und warmem Abendessen versammelt war. Das war nun lange her und seine eignen Kinder hatten es besser, Gott Lob!

Damit ist er oben angekommen. Frau Pastor Brehm steht auf dem weisbleuchenden Porzellanbild, ebenso wie auf seinem Padet, und die Empfängerin öffnet selbst und nötigt ihn einzutreten, um ihm ein Weihnachts-schnapschen mit auf den Weg zu geben, das er mit einem höflichen Kratzfuß entgegennimmt. Denn er weiß, was sich gehört. Die Frau Pastor schwagt noch ein wenig mit ihm über das Wetter und die durch das liebe Christfest vermehrte Arbeit, dann gibt sie ihm eine große Döte für seine Kinder mit auf den Weg. Sie hat das noch so in der Gewohnheit, von ihres Mannes Lebzeiten her und an solchen Bräutchen hält sie treu. Sie sind ja das Einzige, was man festhalten kann, sagt sie und legt das Padet auf ihren Weihnachtsstisch, wo terzenbestückt das Bäumchen steht, gerade unter dem tannenbeträugten Bilde des seligen Pastors. Das Hauptereignis, das Geschenk ihres Sohnes, der nun hoch oben im Thüringer Walde schon selbst die eigene Warte verwaltet, ist bereits am Vormittag eingetroffen, aber auch dieses Padet ist lieb und werth, es kommt von der zukünftigen Schwiegertochter, die in England, in einem vornehmen, reichen Hause als Erzieherin thätig ist, um sich die Aussteuer zu verdienen. Nun, nächstes Jahr um diese Zeit feiern wir, so Gott will, den Heiligen Abend schon zusammen am eignen Herde der Kinder, beschließt sie ihren Gedankenangang. Aus diesen Gedanken, denen sie nicht müßig nachhängt, sondern indem sie den zierlichen Theetisch ordnet, mit Weisner Tassen, selbstgebadenen Kuchen und Marzipan im altmodischen Silberblech (es stammt von ihrer silbernen Hochzeit und ihr Blick ruht mit zärtlichem Ausdruck auf dem eingravirten Datum) neben Tannengrün und Christrosen — weckt sie ihr junges Dienstmädchen Minna, das bei den beiden Flurnachbarinnen gewesen ist, um sie zur gemeinsamen Weihnachtsfeier einzuladen. Eine Empfehlung vom gnädigen Fräulein v. Rabenhorst und sie würde sich gern das Vergnügen machen, aber erst nach der Bescherung, plappert sie eifrig. Die Frau Pastor lächelt. Lieber Gott! Das kleine für sie bestimmte Deckchen hätte das gnädige Fräulein ruhig annehmen können. Aber sie liebt es nicht, Aufmerksamkeiten zu empfangen und zu erweisen. Nun, und Fräulein Bönide? Fräulein Bönide wird bald kommen, sie möchte nur erst die Hefte zu Ende forrigiren, damit sie in den Ferien Ruhe hat. Minna schweigt und lächelt geheimnißvoll.

Nun, was hast du denn noch? Ich weiß, was sie der Frau Pastor mitbringt — eine neue Kaffeemühle! plachte sie heraus, froh, dies wichtige Geheimniß los zu sein. Aber Minna, du darfst doch nichts verrathen! So, geh' nur jetzt in die Küche, während ich aufbaue; sowie deine Mutter und der kleine Bruder kommen, wird bescheert. Und nach dem Abendessen tocht du für euch Drei noch eine große Ranne Schokolade, den Kuchen dazu wird das Christkind wohl mitbringen!

Damit sehe sich die Frau Pastor in ihren großen Lehnstuhl und liest ihres verstorbenen Vaters letzte Weihnachtspredigt: Eines aber ist noth! Daß Ihr Liebe untereinander habet! — Klinglinglingling! Der Briefträger steht am zweiten Stockwerk und der Bursche mit dem echten Wasserpostladengesicht, öffnet. Gott sei Dank, die Padete! Klingt es aus dem Hintergrund, und die hübsche junge Frau Oberleutnant faßt selbst mit an, als der sehnsüchtig erwartete Schatz — die Weihnachtsgrüße vom elterlichen Gut — hertransportirt wird, während ihr Gemahl dem Weihnachtsboten ein paar Zigaretten überreicht, um seiner



Das Weihnachtsfest.

O Fest, das in des Winters Dunkel hineinwirft seinen hellen Schein Und mit des Lichterbaums Gefunfel ziehet in der Menschen Häuser ein, Mit dir, o Christfest, ist verbündet, Was auch den trübsten Tag erhellet, Ein neuer Lenz schon wird verbündet Durch dich der blüthenlosen Welt.

Ein Engel kommt, der bietet Frieden, Den Haß und Hader scheidet er fort, Und ruhig wird's und still hienieden, So süß erklingt des Engels Wort, Still wird es wie auf weiter Heide, Wie in dem winterfarren Wald, Dann aber nimmt das Wort die Freude, Und lauter Kinderjubel schallt.

Was für ein Jubel, wach Entzücken Schon auf der Kleinsten Angesicht, Wenn sie zum erstenmal erblicken Den Tannenbaum in so viel Licht, Sie, denen unbegrenzte Fernen, Noch nicht erschließt des Himmels Raum, Und die noch greifen nach den Sternen Wie nach den Lichtern an dem Baum.

Was kann zur Freude besser taugen, Was kann uns Lieberes geschehn, Als daß wir in der Kinder Augen Den Abglanz dieses Festes sehn? Und ob ein kleiner Baum nur stände Vor ihnen, wie find sie beglückt, Wenn einer Mutter liebe Hände Ihn haben für sie ausgeschmückt!

Gefegnet sei die holde Stunde, Die all die Freude hat gebracht, Da niederlans aus Engelmunde Die Botschaft in der heiligen Nacht, Daß sie in jedes Herz sich schriebe, Die uns aufs neu' frohlocken läßt: Es ist das Licht und ist die Liebe, Was uns bescheert das Weihnachtsfest.

Johannes Trojan.

Gattin dann in den Salon zu folgen, wo man aufgebaut hat. Wenigstens steht mitten im Zimmer ein ziemlich langer, weißgebeder Tisch, auf dem ein hübscher Tannenbaum, vorläufig in einsamer Größe, seinen Platz gefunden hat. Die junge Frau sieht ihren Gatten glücklich an: Gott sei Dank, daß die Padete da sind! Ich war in entschlicher Angst und Verlegenheit, denn ich hatte gar nichts, selbst für dich nichts, Schatz. Die Handarbeit ist natürlich nicht fertig geworden — der Junge macht zuviel Arbeit, weißt du! — und vom Wirtschaftsgeld einen Netzpelz für dich zu ersparen, das ist noch nicht gelungen!

Der Gatte seufzt verständnißvoll. Sein eigenes Geschenk, die Phönixpalme, welche seine Frau sich für den Salon gewünscht hatte, soll auch erst nach Neujahr bezahlt werden — Gott sei Dank, die Padete sind da! Und eifrig auspackend, thürmen sie die Herrlichkeiten auf dem Tische auf. Obenan liegt der stattliche Geldbrief für den Hausherrn, die regelmäßig eintreffenden drei Hunderterlappen — deren Empfang das junge schöne Paar gegenseitig mit einem Kuß besichtigt — und hübsche, halbseidene Blumenstoffe für die junge Frau. Arbeiten thu ich sie selbst, sie sind süß, Fritz, nicht wahr? Kleidungsstücke für den Sohn des Hauses, der aus seinem Kinderwagen mit großen Augen den Bänkchen zuschaut, das Weihnachtskleid für das Mädchen, Servierhandstücke für den Burschen. Ha, und dies ist die Futterkiste, Fritz! Sieh nur, zwei Gänse, Fritz! Da tocht' ich die eine als Weißhauer, bloß für dich! Gud nur, und drei Hasen und vier Kanarienvögel, die Schüssel für das Mädchen und den Burschen paden, ja, Schatz? Hier, die Würste gebe ich auf, aber den Kalb und die Spidaans essen wir heute Abend, ich hatte sowieso nur Bouletten und Herinasalat! In einer Stunde können wir bescheeren, ach Fritz, ich bin so froh! Was sind wir doch für glückliche Leute! Damit liegen sie sich rasch auf einen Augenblick in den Armen und der kleine Kronprinz im Kinderwagen fanat vor Vergnügen zu tränen und in seiner Weise zu reden an.

Am ersten Stock geht der Briefträger vorbei. Dort klingelt bereits sein Kollege vom Dach, der Depeschenträger, dem das weißbehaute Mädchen das Telegramm abnimmt, um es auf silbernem Teller der Frau Kommerzienrath zu überreichen. Die vielbeschäftigte Dame selbst ist eben von den letzten Einkäufen nach Hause gekommen — bis zum letzten Tage währten die Sitzungen in Wohlthätigkeitsvereinen und Suppenanstalten! — und lehnt nun erschöpft, noch im Hut und Hermelineape, im Sessel. Was ist denn nun wieder? Ach, das Telegramm von den Londoner Kindern: Many happy returns of the day liest sie und leat es beiseite. Man beschenkt einander nicht, es ist zu unheimlich bei den großen Entfernungen, und man hat ohnehin genau zu thun, ganz besonders in diesem Jahr!

Die Kommerzienrathin seufzt und blickt auf die silber- und triffallglänzende Tafel, deren Mitte ein amorge-trünter Baumkuchen einnimmt. Ein seidenes Häubchen hält er im Arm und Vivat das Brautpaar steht in Goldbuchhaben darauf. Der Kuchen ist von ihrem jüngsten Sohn, er hat immer so

reizende Ideen und da ihn heute, am Verlobungstage der Schwester, eine wichtige geschäftliche Verabredung fernhält, beweist er auf diese Weise seine treue Theilnahme! Die Wä-thin wendet sich in den Salon, wo die Bescherung stattfindet. Man hat nur für die Mädchen aufgebaut, und die Kerzen des mächtigen Tannenbaumes, den der Hausdiener detort hat, nur Lametta in langen glühenden Silberstreifen), betrahlten Kleiderstoffe und goldene Uhren, Wäschestücke und Spigenarraturen. Das Ehepaar beschenkt einander nicht, meine Frau kauft sich, was sie haben will, und ich auch, also wozu die Umstände? sagt der Kommerzienrath. Den verheirateten Kindern schenke ich regelmäßig die Bade-reise und die jüngste kriegt, seit sie erwachsen ist, nur noch Juwelen.

Die jüngste steht in ihrem mit blauer Seide tapazierten Toiletten-zimmer vor dem großen dreifachen Spiegel, der ihre kleine üppige Gestalt zurückstrahlt, mit dem schmalen bittanten Gesichtchen, und prüft den Faltenwurf des mattenblauen, seiden-geputzten Voiletteides, das von echten Spigenarraturen durchzogen ist. Neben ihr auf dem Tisch liegt ein fest-barter Strauß von Oranien und Myrthenzweigen, die Gabe des Bräutigams. (Das Brillantenkollier, das sie loben zusammen ausgelacht haben, wird er ihr beim Souper feierlich überreichen.) Heute heutz ist ihr Verlobungstag, nachdem man, vor acht Tagen, „zufällig“ in der Oper neben-einander sitzend, den Sohn des Am-sterdamer Geschäftsfreundes (uraltes erklaffiges Banthaus) näher kennen lernte, gemeinsam bei Poppenberg sou-pierte und ihn dann im Hause emp-fing. Die junge Dame lächelt ein wenig. Lieber Gott, sie weiß ja ge-nau, wie es gemacht worden ist, von den Verlobungen der Schwelmer her: Alles besprochen und schriftlich festge-legt, noch ehe die Beiheligen einander saßen!

Da — es klingelt, das sind die Schwiegereltern, die eigens zur Verlobungsfeier herüber gekommen sind. (Am Salonbogen des Luruszuges ist es ja nur ein Rakensprung!) Welche Ehre und Freude, tönt es auf beiden Seiten und langsam, das Antlitz in den tollbaren Blüten verbergend, be-zieht sich des Kommerzienraths Jüng-stin in den Salon. — Im Portiere ist alles dunkel und der Briefträger geht vorbei. Es ist die Wohnung der Hausbesitzerin, aber sie ist nicht daheim. Ihr einziger Sohn hat von seinem frühverstorbenen Vater ein Lungenscheiden ererbt und muß der Winter im Süden zubringen. Und während man in Deutschland den Weihnachtsbaum anzündet, sitzt sie mit dem Kranken in einem der großen venetianischen Palazzi, die zum Hotel umgewandelt sind und von deren Fen-stern man auf das Meer hinaus blickt, auf den gondelbelebten Canale Grande und auf die malerischen Linien der St. Maria della Salute.

Der junge Sohn liegt bis an das Kinn gebeugt fröhlich auf dem Ruhebett und die Mutter hat allerlei prächtige Kleingearten neben duften- den Blumen vor ihm aufgebaut und liest ihm aus einem der neuen Bücher vor. Aber er hört nicht zu, sondern fragt nur, als sie einmal pausirt: Nicht wahr, Mama, in acht bis neun Wochen gehen wir wieder nach Hause und zu Ostern bin ich sicher gesund? Und die blasse Frau im reichen, schleppenden Hauskleide blickt sich tief herab, um die bunte Chenillebede fest um die Füße des Leidenden zu wi-

deln, und hustelt und schludt erst ein-mal, bis sie im Stande ist, mit klarer Stimme zu sagen: Ganz gewiß, mein lieber Junge! — Der Briefträger hat für den Portier im Kellergechoß noch ein kleines Pa-det abzugeben. An der Wohnung des Hausverwalters ist es hell und freund-lich und er tritt einen Augenblick ein. Der Sohn, der zum ersten Mal auf Militäurlaub ist — im stolzen Besitz der Befreiungskämpfe! — hat einen steifen Grog gebrant, um dem süßen Christkollen ein herzhafes Geenge-wicht zu geben. Für ihn ist auch das Padet bestimmt, das aus einem an-deren Theil der Riesenstadt kommt. Es enthält die Winterkoden, ein Ge-schenk seiner Braut, die am andern Ende von Berlin in Dienst ist und morgen zum ersten Male zum Besuch zu den Eltern kommen soll.

Der junge Mann sieht staltlich aus in der Uniform, und die Mutter blickt stolz von einem ihrer Heben zum an-deren. Denn der Vater ist gerade da-bei, angefaßt der feierlichen Besche- rung, die ihm einen neuen Schlafrock und Pantoffeln gebracht hat sowie ein Kistchen Tabak, deren Duft sich mit dem des buntgeputzten terzenstrah- lenden Tannenbaums mischt, seine Lieblingsgeschmichte zu erzählen. Und das ist, wie er im Jahre 1870, just am Weihnachtsheiligabend an der Hallue im Felde stand, als das schnee-bedekte Schlachtfeld den Weihnachts-tisch erheben mußte, die Kanonen den Weibegruch donnerten, brennende Dör-fer den Festesganz herab und ihm selbst, dem braven Kriegsinvaliden, das Bein weggerissen wurde! Aber wat mir der Oberst nachher dafür jegeben hat, der ist doch nicht von Pappe, sagt er stolz und zeigt auf das eiserne Kreuz auf der Brust. Und der Brief-träger muß mit anstoßen auf Kaiser und Reich und ein frohes Weihnachts-fest, ehe er fortricht, um nun selbst endlich Feierabend machen zu können. Nun danket alle Gott, tönt es ihm noch nach — der schmale junge Sol-dat blüht das Lied in langgezogenen Tönen in den sternklaren Weihnachts-abend hinaus.

Auch ein Geschenk.

Im Markt Tölz war ein alter Häusler gestorben, der ganz draußen in einer der letzten kleinen Hütten wohnte. Still, fast heimlich hatte er sich aus dem Leben geschlichen, das er nur von den unangenehmsten Seiten kennen gelernt hatte. Das Gerücht, das bekanntlich auch noch beim Tod eines Mitbürgers et-was dazwischen zu reden hat, ordnete, da Erben aufsteigender oder absteigender Linie nicht vorhanden waren, die Ver-steigerung des Nachlasses an, der in einem fadenhähnigen Sonntagsan-zug, einer silbernen Uhr samt Kette, einiger Wäsche, einer Pseife und zwei Paar Schuhen bestand. Der Auktionator, ein langer, hage-reich Mensch mit einem hartlosen Schauspielergesicht, hatte die irdischen Schätze des Häuslers in einem kleinen Hinterzimmer des Oberbraus vor sich auf einem alten Wirthshausstisch aus-gebreitet. Es hatten sich hier be-reits verschiedene mehr taufbürtige als taufkräftige Leute, Männer und Weiber, eingefunden. „D mei, ma' muach halt schaugen, daß ma' sel' Sack' so billi' wie mögli' samm' triagt.“ Das war das Leitmotiv, das sie alle herge-führt hatte. Man sprach von diesem und von jenem, auch von dem alten Häusler, der durch seinen Tod das

Menschen veranlaßt, Geld auszuge-ben. Eben als der Auktionator mit der Versteigerung beginnen wollte, stol-perte der Steinhofbauer herein, ein altes, abgeraderes Männchen mit müdem Gang und getrümmtem Rücken. Die gelbe Haut seines Gesichtes sah wie Leder aus, und die stark her-vortretenden Backenknochen und die eingefallenen Wangen bewiesen, daß er wohl nie in der glücklichen Lage ge-wesen war, Fett anzusehen. Sein kleines Bauerngut, das abseits der Vengargriester Straße lag und kaum das Nöthige für's Leben abwarf, ge-schwicte, daß er daran denken konnte, die Hypothek zurückzubezahlen, hatte ihn noch nie aus den Sorgen heraus-kommen lassen. Und von Sorgen würde man nicht fett.

Der Steinhofbauer war einen Augen-blick an der Thür stehen geblieben. Da rief ihm der Auktionator im Ton höchster Entrüstung zu: „He Du, meinst Du zu einer Amtshandlung kommst, na tuast Dein Huat ab! Respekt vor der Obrigkeit, dös is 's Erste!“ Alle Augen richteten sich neugierig auf den Steinhofbauer. Das brachte ihn einigermaßen in Verlegenheit. Die Obrigkeit hat ja recht, sie kann Respekt verlangen, aber wie sollte er den Hut abnehmen. In der einen Hand trug der alte Mann einen grün-lich schimmernden Regenschirm mit einem großen Horngriff und in der anderen ein Padt, das in ein rothes, weiß gepupptes Sackuch eingewickelt war. Da war doch der Hut am besten auf dem Kopf aufgehoben.

„Na, wird's bald!“ donnerte der Auktionator, der eine gar strenge Miene aufgesetzt hatte, denn er wollte den „G'faherten“ imponiren. Erschrocken lehnte der Alte seinen Regenschirm hart neben dem Tisch, wo die Versteigerungsgegenstände auf-gelegt waren, an die Wand, dann nahm er mit der frei gewordenen Hand den Hut ab. „So und jetzt schauft, daß D' da-hinta dachwindst, wer 'zlegt kimm, muach aa mi'n' leyt'n Platz 'zrieden sein!“ sagte der lange Hagere, wäh-rend er bedächtlich eine Pseife nahm. Der Steinhofbauer gehorchte. Er stellte sich in die hinterste Reihe. Ihm war es schließlich gleich, er hatte sich ja nur eingefunden, um zuzuschauen, denn er hatte noch nie eine Versteige-rung mitgemacht, und er wollte doch einmal sehen, wie es dabei zunging. Es ist oft gut, sich bei so was auszu-kennen, wer weiß, wann sein Hof darankommt, dann hat er sich schon etwas an die Prozedur gewöhnt. „Eine prachtvolle Pseif'n“, begann jetzt der Auktionator, indem er die stark angerauchte, am Mundstück zer-biffene Pseife emporhob, die des verstorbenen Häuslers treue Begleiterin in allen Lebenslagen war. „Fast wie neu, g'malter Kopf, echtes Weichsel-rohr ... sag'n ma dreißig Pfennig zum ersten!“

Aber Niemand rührte sich. Eine Pseife hatte ja ein jeder, die brauchte man sich doch nicht erst aus dem Nach-las des alten Häuslers zu erwerben. Und dann waren ja noch andere Dinge da, auf die so mancher begehr-lich schielte. „Ja, wollt's dös jetzt steigern, dös G'faherten!“ schrie der Auktionator mit brennrothem Kopf. „Moant's dös, i bin bloß zum Wagnigen da daß

es mi' angloß's wie a zoologisch Viech!“ Dann fuhr er wieder ruhig, im geschäftsmäßigen Ton weiter: „Alfo dreißig Pfennig zum ersten!“ „Fünfabreiß'g Pfennig“, sagte eine piepsende Stimme. „Fünfabreiß'g Pfennig zum ersten ... zum zweiten!“ „Dreiz'g Pfennig“, rief die nämliche Stimme.

„Dreiz'g Pfennig zum ersten, zweiten und dritten Mal!“ schloß der Auk-tionator und überreichte dem Glüd-lichen die Pseife mit den Worten: „Du Schafstopf steigert Di' ja sel-ba!“ Aber er bekam als Antwort ledi-glich ein freundliches Grinsen. Jetzt kam die silberne Uhr sammt Kette an die Reihe. Eine Bewegung ging durch die Anwesenden, denn auf diese Uhr, die dem Verstorbenen ge-nau um fünf Minuten zu früh seine Todesstunde angefaßt hatte, weil sie nach der mitteleuropäischen Zeit um diese fünf Minuten vorging, spetulir-ten gar Verschiedene.

Die Uhr war inzwischen auf 21 M. 20 Pf. hinaufgesteigert worden und wurde um diese Summe einem jun-gen Burschen ausgehändigt, der sie stolz und zufrieden unter den neid-lichen Blicken aller Umstehenden an sein Gürtelwestenleibl befestigte. So war Stück um Stück von dem, was noch an den alten Häusler erin-nern konnte, in andere Hände über-gegangen und schon wollte der Auk-tionator die Versteigerung für been-det erklären, als er plötzlich schrie: „Halt, noch etwas!“ Hier ein prach-tvoller, ausgezeichnet erhaltener Re-genschirm.“ Dabei nahm er das neben seinen Tisch an der Wand leh-nende Parafol. „Ein Regenschirm! Mit ganz mo-dernem Griff, eine solide Stange ... eine Mart zum ersten!“

Durch den Kopf des Steinhof-bauern bligte ein Gedanke. Schon längst wünschte sich seine Alte einen Schirm. Wenn i amal wieda in d' Stadt einkomm,“ hatte sie oft gesagt, „na laaf' i ma a Regenparafol.“ Da-mit könnte er ihr also zu Weihnachten eine Freude machen. Hat er sich doch von seinem Bier und seinem Tabak im Laufe des Jahres zwei Mart ab-gespart, damit er ihr, der treuen Ge-fährtin auf der Rutschbahn des Le-bens, am heiligen Abend diesen Her-zenswunsch erfüllen könne. Eine be-ssere Gelegenheit fand er nicht mehr, sein Entschluß war gefaßt.

Der Schirm hatte bereits die Preis-lage von einer Mart vierzig Pfennige erreicht. Tapfer steigerte der Stein-hofbauer mit und um zwei Mart wurde ihm der Schirm zugeschlagen. „Da kannst 'zrieden sein,“ meinte der Auktionator, „so an billig'n Re-genschirm kriagst ni' glei wieda!“ Dem Alten klopfte das Herz vor Aufregung, er hätte am liebsten einen Zuschauer ausgehoben, wenn es sich schiedt hätte, so pudelnährlich freute er sich über seinen Kauf. Mit zittern-der Hand legte er das Geld auf den Tisch und nahm dagegen den Schirm in Empfang.

Aufmerksam betrachtete er das er-worbene Weihnachtsgeschenk, aber mit einem Mal wurde es ihm grün und blau vor den Augen, das ganze Zim-mer drehte sich um ihn. „Ja, aber ... ja, aber ... dös is ja mei' Schirm!“ leuchtete er, „mei' Geld will i wieda ha'm ... mei' Geld!“ Der Auktionator jedoch hatte das Zimmer bereits verlassen, er konnte das Jammern des Alten nicht mehr hören.

Dem Steinhofbauern drohten die Kniee zu brechen. „I hab' ja mein' eig'na Schirm taaf' ... i will mei' Geld 'zrud ba'm ... mei' Geld!“ Alle lachten über das Mißgeschick des Alten, sie lachten, daß ihnen die Thränen in die Augen traten. Aber auch dem Steinhofbauern lie-ßen die Thränen über die Wangen. „Mühsam hab' i ma's 'zamm- g'part ... mühsam ... jaht is scho' aus heuer mit'n Weihnachts ... dös is scho' aus!“

Und langsam wollte er hinaus, der Vengargriester Straße zu.

Max Real.

Liebe erwacht.

Weißes Lichtschimmer zittert durch die Nacht, Küßt die schlafende Liebe, Daß sie aufs Neue erwacht. Duftende Tannenbäume Reigen die Zweige tief, Jede winzige Nadel Webend die Liebe tief. — Und nun war sie gekommen, Kauschend, im gült'nen Gewand, Aus vollen Händen streuend Gaben über das Land.

In der Buchhandlung. „Haben Sie nicht für meine Tochter ein recht schönes Buch, das Sie mir empfehlen können?“ „Was soll das Mädchen denn ein-mal werden?“ „Tägerin.“ „So? Da habe ich etwas sehr Pas-sendes.“ „Der gute Ton in allen Tagen.“